

Jean-Michel Guenassia

it

Eine Liebe
in Prag

ROMAN

Tagsüber studiert er Medizin, des Nachts erobert er die Herzen der Frauen: Josef Kaplan, angehender Arzt, sozialistischer Träumer, begnadeter Tangotänzer, charmanter Herzensbrecher – und Jude.

Als er in den 1930er Jahren vor den Nazis ins Exil flieht, führt ihn sein Weg von Prag nach Paris und von dort weiter nach Algerien. In Algier findet er in einer schönen französischen Schauspielerin die Liebe seines Lebens – Christine. Nach dem Krieg kehrt das Paar gemeinsam nach Prag zurück, doch das Glück ist nur von kurzer Dauer ...

Jean-Michel Guenassia verwebt mit literarischem Raffinement das Leben der Protagonisten mit den großen Ereignissen der Zeitgeschichte. Und er versteht es, ein ganzes Repertoire von Personen mit eigenen Charakteristika auszustatten und durch die Wirren der dramatischsten Turbulenzen und widrigsten Zeitumstände zu verfolgen.

Jean-Michel Guenassia, geboren 1950 in Algier, lebt in Paris. Er war einige Jahre Anwalt und schreibt heute für Fernsehen und Theater. Die Veröffentlichung des Romans *Der Club der unverbesserlichen Optimisten* (it 4136), sein spätes Debüt als Romancier, erregte in Frankreich großes Aufsehen.

insel taschenbuch 4361
Jean-Michel Guenassia
Eine Liebe in Prag



Jean-Michel Guenassia
Eine Liebe in Prag

Roman

Aus dem Französischen von
Eva Moldenhauer

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel *La vie rêvée d'Ernesto G.*
bei Albin Michel, Paris. © Albin Michel,
Paris 2012.

Erste Auflage 2015
insel taschenbuch 4361
© Insel Verlag Berlin 2014
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: glanegger.com, München
Umschlagfoto: Paul Almasy/akg-images
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36061-2

Für Gisèle, Henri, Roger

Die Wahrheit ist, dass es keine Wahrheit gibt.

Pablo Neruda

Bei den Kaplans aus Prag war man seit vielen Generationen Arzt. Josefs Großvater, Professor Gustav Kaplan, hatte einen Stammbaum gezeichnet, der bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurückreichte, bevor sein Name in die Geschichte einging, als Entdecker der Kaplan-Krankheit, eines dermatologischen Leidens, das eine Nichte von Franz-Joseph entstellte.

Über fünfzig Jahre hatte er damit zugebracht, kreuz und quer durch das Kaiserreich zu reisen, um sorgfältig die Daten der Geburten, Eheschließungen, Schwängerungen und Todesfälle zusammenzutragen, in Epochen, in denen jede Frau eine Menge Kinder bekam, der Familienstand ebenso zufällig war wie die Grenzen, und selbst wenn es auf seinem Dokument Streichungen, Fragezeichen und einige Lücken gab, so hatte er doch ungefähr die Geschichte all jener Ärzte rekonstruiert, die sich vermehrten wie die Karnickel.

Josef sah Eduard wieder vor sich, seinen Vater, der in Prag in einem schönen Gebäude in der Kaprova-Straße praktizierte, wie er auf dem Esstisch das kostbare, ein Meter fünfzig lange Pergament entrollte, nachdem er es aus seinem grünen Lederetui gezogen hatte, und ihm die Mäander einer wirren Verzweigung erklärte, bei der sich bestimmte Linien auf beunruhigende und zweideutige Weise überlappten oder kreuzten. Josef hatte daraus Schlüsse gezogen, die er für sich behielt. Niemand konnte leugnen, dass es mehrere arrangierte Ehen zwischen Vettern, Onkeln und Nichten gegeben hatte. In jener fernen Zeit und in diesen geschlossenen Gesellschaften hatte der Überlebenstrieb Vorrang.

Vielleicht lag in diesen wiederholten Verbindungen eine

Erklärung für das fehlende Unterscheidungsvermögen jener Population und für den verhängnisvollen Irrtum, der zu ihrer Auslöschung führen sollte. Da sie sich immer wieder sagten, dass sie das außerordentliche Glück hatten, unter der Regierung der Habsburger zu leben, waren die Juden schließlich zu der Ansicht gelangt, die Österreicher und die Preußen seien Freunde, und als diese eintrafen, so schön in ihren schwarzen Uniformen, hegten sie keinerlei Misstrauen.

Oft hatte sich Josef gefragt, ob er verantwortlich war für die gedämpfte Stille, die sich zwischen seinem Vater und ihm eingenistet hatte, oder ob der eine wie der andere außerstande war, mit dem Gegenüber zu reden, eine Art affektive Barriere (Wörter, die ihnen nicht über die Lippen kamen und sich hinter einem verschwörerischen Lächeln verbargen). Man sagte sich, dass diese Worte verletzen oder alles verderben würden, dass man sie tief in sich verschließe und mit den Jahren stapelte, bis daraus eine unüberwindliche Mauer entstehe.

Josef war sich des Ernsts des Ersten Weltkriegs nicht bewusst gewesen. In Prag schien er weit weg zu sein, eine Art Spiel für Erwachsene, das – er war damals acht – mit der Gründung der Tschechoslowakischen Republik zur allgemeinen Zufriedenheit ein Ende fand. Seine Mutter Teresa kümmerte sich um seine Erziehung, sprach unterschiedslos französisch und deutsch mit ihm, Letzteres fiel ihr leichter, und sie hatte vor, Russisch mit ihm zu lernen, um Puschkin im Original zu lesen. Sie schwärmte für den Walzer, die Musik des Glücks, Eduard war steif und fühlte sich unwohl dabei, er dachte, Lächerlichkeit töte, und lehnte es ab, aufzufallen. Deshalb wollte Teresa ihrem Sohn das Walzertanzen beibringen, und sie brauchte keine langen Erklärungen. Zu ihrer großen Überraschung beherrschte er es bereits.

»Du bist schön, mein kleiner Prinz, du tanzt wie ein Wiener«, sagte sie ihm, während sie sich drehten.

Sie tanzten fast jeden Tag im Salon (er tanzte so gut, dass sie vergaß, dass er erst acht war).

Die Verwüstung zeigte sich zwei Jahre später, die Grippe dezimierte das Land, sorgte für zehnmal mehr Tote als der Krieg.

Als sein Sohn zehn Jahre wurde, war Eduard zum ersten Mal an einem Geburtstag abwesend. Teresa fühlte sich müde und begann zu husten. Wie jedes Jahr schenkte sie Josef eines jener bei Hetzel erschienenen fein illustrierten Bücher. Er erwartete ein weiteres des von ihm verehrten Jules Verne, er erhielt *Die Geschichte eines Gelehrten durch einen Unwissenden* von René Vallery-Radot, in der der Schwager die Biografie seines Schwiegervaters Louis Pasteur erzählt. Enttäuscht blätterte Josef darin, ließ sich nichts anmerken und sagte, er sei entzückt und werde es in den Ferien lesen.

Teresa bekam keine Luft mehr, ihr Atem verlosch in einem Röcheln. Als Josef sie zum letzten Mal sah, hatte sie kaum noch die Kraft, ihre Hand zu heben, sie war fast blau, ja, nachtblau, und wollte nicht, dass er näher kam. Innerhalb von acht Tagen wurde sie von einer Lungenentzündung hinweggerafft.

Das Licht der Kindheit war verschwunden.

Josef empfand keinerlei Kummer, weinte nicht. Man fand ihn verdammt stark für sein Alter, ihm war nicht bewusst, dass er sie nicht wiedersehen würde. Eduard, der sich wegen der Grippeepidemie in Wien aufhielt, wurde zu spät benachrichtigt, kam gerade noch rechtzeitig zur Beerdigung. Immer warf er sich vor, nicht da gewesen zu sein, als seine Frau ihn gebraucht hatte. Er verfügte über keinerlei Mittel, die Krankheit einzudämmen, war aber der unumstößlichen Meinung, es wäre ihm gelungen, sie zu retten, er hätte ihr von seiner Kraft gegeben und, dieses eine Mal, zum Herrn gebetet.

»Weißt du, mein Sohn, wenn ich da gewesen wäre, hätte es vielleicht ein Wunder gegeben. Verstehst du?«

Josef nickte. Sie sprachen nie wieder davon. Doch er fragte sich, warum die Fremden, zu denen sein Vater reiste, um sie zu behandeln, wichtiger waren als seine Mutter. Oft gingen sie zusammen zu ihrem Grab, sie nahmen sich bei der Hand. Eduard murmelte ein Gebet, und sie umarmten sich fest.

Nie las Josef das schöne Buch von Vallery-Radot.

Er stellte es in die Bibliothek seines Zimmers neben die anderen und dachte nicht mehr daran. Mit den Jahren vergaß Josef seine Mutter und seinen Schmerz, wie sehr er sie geliebt hatte und wie sehr sie ihm gefehlt hatte.

1923, im Jahr seiner Bar-Mizwa – eine böse Erinnerung, sein Vater war nicht religiös, hatte jedoch Wert darauf gelegt, dass er sie beging –, fuhren sie für vierzehn Tage nach Karlsbad, wo Eduard jene Kuren machte, die ihm so gut taten; er ging jedes Jahr dorthin, um sich von seinem anstrengenden Leben in Prag zu erholen. Im Hotel begegnete er einer eleganten, etwas korpulenten Frau, Katharina, einer österreichischen Witwe mit zwei Kindern. Gemeinsam fuhren sie in der Kalesche mit einem Korb voll Pfefferkuchen und buntem Gerstenzucker, machten lange Spazierfahrten, hatten den wohligen Eindruck, allein auf der Welt zu sein, und lachten viel.

Einige Monate später sah Eduard nach dem Abendessen von seiner Zeitung auf.

»Wir müssen reden, mein Sohn.«

Auf einer Wienreise habe er Katharina zufällig wiedergesehen, es sei eine Person mit vielen Vorzügen, aus sehr guter Familie, sie empfänden ein Gefühl tiefer Zuneigung füreinander und zögen in Erwägung, ihre Geschicke zu vereinen, sie werde ihm eine gute Mutter sein, sie liebe ihn wie ihre eigenen Kinder, werde hier bei ihnen wohnen, es gebe genügend Zimmer, und er werde noch jemanden einstellen.

»Verstehst du dich gut mit ihr, mit ihren Söhnen?«

»Ja, sie sind sehr nett.«

»Bevor ich sie um ihre Hand bitte, möchte ich wissen, ob du einverstanden bist, ob du keine Bedenken dagegen hast.«

Josef sah seinen Vater an. Stille trat ein. Josef hatte keinen wichtigen Einwand vorzubringen, Katharina war eine fröhliche, zuvorkommende Frau, die akzentfrei Gedichte von Gérard de Nerval vorlas und ihm *Töchter der Flamme* geschenkt hatte: »Zur Erinnerung an unsere hübschen Spazierfahrten«, hatte sie auf das Vorsatzblatt geschrieben.

»Offen gestanden: lieber nicht. Wir kommen doch gut miteinander aus.«

Eduard richtete sich auf, nickte, als hätte sein Sohn soeben ein mathematisches Postulat oder eine unanfechtbare Evidenz formuliert. Statt seine Zeitung weiterzulesen, ging er zu Bett. Josef war überzeugt, sein Vater werde sich darüber hinwegsetzen, aber er hörte nichts mehr von Katharina, er sagte sich, wenn man so leicht auf sie verzichten konnte, war es vielleicht nicht ganz so ernst, wie es schien. Sie erwähnten diese Geschichte nie wieder. Nur etwas änderte sich, sie fuhren nicht mehr zur Kur nach Karlsbad, verbrachten ihre Sommer vielmehr in Bayern.

Manchmal, wenn sein Vater von seiner Zeitung aufsah, blickte er ins Leere, und Josef fragte sich, ob er noch immer an sie dachte.

Während seines Studiums beteiligte sich Josef an der Gründung der Prager sozialistischen Studentenbewegung und wurde zum Sekretär, dann zum Vorsitzenden der Sektion Medizinstudenten gewählt, die je nach Jahrgang sieben bis zwölf Mitglieder hatte. Wegen seiner flammenden Erklärungen für die kostenlose medizinische Behandlung verabscheuten ihn seine Professoren und der Rektor. Seine Plakate, die die Freigabe der Empfängnisverhütung (ein-

schließlich derjenigen für Minderjährige) und die Einführung der Knaus-Ogino-Methode als eines idealen Systems der Geburtenkontrolle propagierten, trugen ihm den Hass der Konformisten ein. Er brachte das Kunststück fertig, dass der Kardinal sich mit dem Großrabbiner von Prag ausöhnte und sie gemeinsam beim Dekan der medizinischen Fakultät protestierten.

Eduard verstand seinen Sohn nicht, seine Aggressivität, seinen Zorn. Warum musste er jeden Tag gegen sein eigen Fleisch und Blut aufbegehren? Was hatte er in der Erziehung versäumt, das ihn zu einem Ungläubigen werden ließ? Er hatte keine Angst vor dem Ärger, den er am Ende seines Weges bekäme, aber er fürchtete, dass sein Sohn schließlich von der ganzen Gesellschaft geächtet würde, dass seine Bemühungen, einen Mann aus ihm zu machen, umsonst gewesen wären. Wozu Josef zur Demut aufrufen und wiederholen, jemand mit seiner Herkunft solle die Obrigkeit nicht provozieren, wenn er seinen Vater zu den Fossilien rechnete, die die Revolution im gegebenen Augenblick hinwegfegen werde, und, sobald es dunkel war, mit seinen Genossen, dem Abschaum des schlimmsten Pöbels, in den Gassen von Prag lauthals sang: »Endlich weht der glückliche Wind des Sozialismus und wird die Bourgeois vernichten ...«

Mit seinen feinen Gesichtszügen, seiner stolzen Haltung, seinen Locken im Wind ähnelte Josef einem jener jungen florentinischen Herren mit dem klaren Lächeln von Ghirlandaio. Er führte ein ausschweifendes Leben, zeigte sich mit surrealistischen Gaunern, fröhlichen Kommunisten, verbrachte seine Nächte im *Chapeau Rouge*, wo er sich an den aus den Vereinigten Staaten gekommenen Dixielandbands berauschte. Am liebsten ging er ins *Lucerna* oder ins *Gri-gri*, zwei verrückte Tanzlokale, in denen bis zum frühen Morgen ununterbrochen Walzer, Javas und Tangos gespielt wurden, sich die Tanzpartnerinnen wie Liebende für die Ewigkeit an

ihn schmiegten. Es machte ihm Spaß, sich mit seiner Partnerin zu drehen und mit ihr zu verschmelzen in dieser Musik, die sie in ihren Bann schlug. Sie sagten, er sei der beste Tänzer von Prag und verdrehe ihnen den Kopf, was ihm unheimlich schmeichelte.

Die überirdische und brüderliche Stimme von Carlos Gardel wühlte ihn auf.

Carlitos, wie er ihn liebevoll nannte, war der Mann, der ihm am meisten bedeutete. Er besaß die vollständige Sammlung seiner 78er-Schallplatten, die für teures Geld aus Argentinien importiert wurden, entdeckte auch oft unbekannte Titel. Ein mexikanischer Musiker übersetzte ihm einige zauberhafte Lieder. Enttäuscht von diesen Jungmädchengedichten, lernte er sie auswendig, denn auf Spanisch klangen sie sehr viel schöner. Der jähe Tod des Sängers im Jahr 1935 machte ihn zu einer Waise. Weinend lauschte er ihm stundenlang, ohne recht zu wissen, ob die unendliche Traurigkeit der Musik oder sein ungerechtes Ende ihn derart quälte. Von nun an trug er eine Frisur wie Gardel, rechter Scheitel und straff zurückgekämmtes Haar mit einem Hauch Pomade. Er gab die schlampige Kleidung seiner Genossen auf, um sich die Eleganz seines verschwundenen Idols zuzulegen, einen gut geschnittenen, ein klein wenig taillierten Anzug, eine gestreifte Krawatte oder eine Fliege und ein dazu passendes seidenes Ziertuch.

Mit ernster Stimme sang er *Volver*, und auch wenn er die Worte nicht verstand, gelang es ihm bisweilen, die Träne in der Kehle zu finden, die dieses Lied so anrührend machte.

»Ich will Bandoneonspieler werden«, versicherte er ein wenig betrunken seiner neuen Eroberung auf der Karlsbrücke, als die Sonne über der Gespensterburg aufging.

Voller Leidenschaft wagte er sich ans Akkordeon, brach nach drei Wochen die Kurse ab, es war ein schrecklich kompliziertes Instrument.

Um sein Medizindiplom zu feiern, schenkte ihm Eduard

einen Maßanzug aus schwarzem Alpaka und lud ihn ins *Evropa* ein, eines der schönsten Restaurants von Prag. Josef bemerkte, dass sein Vater dem Oberkellner und mehreren anderen Kellnern bestens bekannt war, die ihn mit verschwörerischer Miene grüßten, er rief sie bei ihrem Vornamen, und diese wiederum kannten seine Lieblingsgerichte und den von ihm bevorzugten Wein.

»Einen gut gekühlten Tokajer, Herr Kaplan?«

»Wenn Sie ihn haben, Daniel, nehme ich gerne einen Oremus aus dem Jahr 29.«

Schweigend warteten sie, bis man sie bediente. Josef bewunderte die üppigen Voluten des Jugendstilgewölbes. Eduard kostete den goldenen Wein mit dem Zeremoniell eines Kenners, schloss die Augen, atmete tief aus.

»Göttlich.«

»Ich wusste gar nicht, dass du hier verkehrst.«

»Es gibt vieles, was du nicht weißt.«

Eduard hatte große Pläne, er wollte die andere Wohnung auf dem Treppenflur mieten, Frau Marchova, die alte Hausbesitzerin, die ihn verehrte, war einverstanden, er behandelte sie wegen ihrer ewigen Rückenschmerzen; sie war entzückt, dass Josef, den sie eine Ewigkeit nicht mehr gesehen hatte, sich in ihrem Gebäude niederließ, dessen Wohnungen sie nur an Ärzte und Zahnärzte vermietete.

Eines Tages, natürlich nicht gleich, aber er dachte mit Vergnügen daran, würde Eduard die Praxis seinem Sohn überlassen. Josef setzte seinen Träumen ein Ende. Er wollte nicht auf die herkömmliche Weise praktizieren und beabsichtigte, sein Studium fortzusetzen.

»Was möchtest du denn machen, mein Sohn?«

»Forschen, Papa.«

›Mein Gott!«, dachte Eduard bestürzt, lächelte ihm jedoch zu, als hielte er es für eine wunderbare Idee. ›Warum sind die Kinder nur so kompliziert?«

Josef weigerte sich, jüdische Mädchen mit ausgezeichneten

ter Erziehung kennenzulernen, um eine Familie zu gründen. Sie waren derart langweilig und durchschaubar mit ihrer aufgesetzten Schüchternheit, sie ähnelten im Kleinformat bereits ihren Müttern, und wenn sein Vater welche einlud, bereitet es ihm Vergnügen, Sinnloses von sich zu geben, um sie zu schockieren.

Er schrie seine Professoren an und sagte ihnen, bei der Revolution würden sie erschossen (er werde persönlich dafür sorgen), demonstrierte gegen die doch tolerante Regierung und verteilte Flugblätter am Ausgang der großen Synagoge, um die Legalisierung der Abtreibung zu fordern. Gegen ihn wurde Strafanzeige erstattet.

In jener Zeit war mit den guten Sitten nicht zu spaßen. In höchster Not beschloss Eduard, Josef müsse das Land verlassen, und unter dem Vorwand, ihm auf der besten Universität der Welt eine Spezialisierung in Biologie zu ermöglichen, schickte er ihn nach Paris.

Josef reiste ab, ohne jemanden zu verständigen, und vergaß Tereza, seine derzeitige Freundin. Zwei Tage Zugfahrt, und er landete auf einem anderen Planeten. Plötzlich kam ihm Prag wie eine triste, in Naphtalin getränkte Provinzstadt vor. In Paris spazierte er am Rande des Vulkans. Saufgelage folgten beschwörenden Versammlungen, doch die Versprechungen, die Welt zu verändern und lieber zu sterben als aufzugeben, hielten ihn weder davon ab, zu arbeiten, noch davon, bis zum Morgenrauen zu tanzen und sich eine Menge Freunde fürs Leben zu machen.

Es fand sich eine Dienstmädchenkammer in der Rue de Médicis mit Blick auf den Jardin du Luxembourg. An einem hoffnungsvollen Morgen bot er Marcelin seine Gastfreundschaft an, einem mittellosen Jurastudenten, Anarchisten und Bonvivant, der davon träumte, die Unterdrückten zu verteidigen, sein Brot als zweiter Akkordeonspieler in den Pariser Tanzlokalen oder in den Schenken von Joinville verdiente,

versicherte, der Java sei der schönste Tanz der Welt, wunderbar die Tangos von Gardel spielte und mit seiner Familie, Bourgeois aus Calais, gebrochen hatte.

Seine Freundinnen fragten sich, wann Josef schlief.

»Ich habe keine Zeit«, sagte er und rannte ins Bichat-Krankenhaus, wo er in der Abteilung für Infektionskrankheiten Externer war.

Sein Arbeitgeber schlug ihm vor, sich für den Großen Kursus in Mikrobiologie am Institut Pasteur einzuschreiben, Eduard war bereit, die Studiengebühren zu zahlen.

»Mit Vergnügen, mein Sohn.«

Es bedeute eine enorme zusätzliche Arbeitsbelastung, aber es lohnte die Mühe, um ins Allerheiligste vorzudringen. Jeden Nachmittag von November bis März begab er sich in das berühmte Laboratorium im ersten Stock des Südflügels, über der von Roux persönlich eingerichteten Tollwut-Abteilung.

Der Unterricht schien dazu angetan, ihm zu gefallen: wenig Theorie und viel praktische Arbeit: Anlegen von Kulturen, mikroskopische Untersuchung, mikrobielles Färben, Inokulation, Autopsie infizierter Tiere, Isolieren der Keime. Doktor Duclaux, ein Freund von Pasteur und einer der Erfinder der biologischen Chemie, behauptete, die Bakteriologie beginne mit der Handarbeit, die der des Gehirns überlegen sei. Josef fiel durch seinen Pragmatismus, durch seine Effizienz im Umgang mit den Instrumenten auf und bekam die besten Noten.

Fünf Monate hast, sodass er sogar die Stunden und Tage vergaß, ohne Zeit für das Mittagessen oder das Abendessen zu finden, aß nur ein Stück Kuchen im Bus oder in der Metro und schlief bis zur Endstation. Er war glücklich und überzeugt, entdeckt zu haben, was er wirklich mochte.

Im April, als der Große Kursus endete, hatte er den Eindruck, in Ferien zu sein, und fand eine Stelle als Laborprak-

tikant in der Abteilung von Legroux, wo über den gefährlichen Rotzbazillus beim Pferd gearbeitet wurde.

Als er eines Morgens nach Hause kam, fand er eine seiner Eroberungen in den Armen seines Kumpels Marcelin, und nach der ersten Schrecksekunde wurden sie von seinem Gelächter überrascht.

Josef verachtete die Eifersucht wie alle Formen von Besitz.

Seine ungestüme Rechthaberei, seine Beherrschung der Dialektik, seine Böswilligkeit und sein rollender böhmischer Akzent trugen ihm eine Menge Beleidigungen und Schlägereien ein.

»Weißt du, was der Kanake dir sagt?«, brüllte er und stürzte sich auf sein Gegenüber, wobei er auf die Nase zielte.

Er steckte ebenso viele Schläge ein, wie er austeilte, verbrachte nicht wenige Nächte in den Ausnüchterungszellen der Polizeistationen, aber die Kommissare hatten ganz andere Sorgen, als sich um Studentenstreitereien zu kümmern.

Innerhalb weniger Monate erhielt Josef die Bestätigung, dass Träume Wirklichkeit werden konnten. Die Volksfrontregierung kam an die Macht. Doch die Bourgeoisie weigerte sich, sich ausplündern zu lassen, und schickte sich an, Widerstand zu leisten.

Für alle war es eine Frage des Prinzips, nicht nur des Geldes. Es ging darum, wer die Befehle gab und den anderen gegenüber sein Gesetz durchsetzte. Die Straße tobte, es gab zahllose Demonstranten, Tausende von Fabriken waren besetzt. Nacheinander legten alle Berufe die Arbeit nieder. Das Land kam zum Stillstand. Anfang Juni wurde zum Generalstreik aufgerufen.

Man befand sich am Rand des Bürgerkriegs.

In letzter Minute gaben die Arbeitgeber nach. Lohnerhöhungen, Vierzig-Stunden-Woche, zwei Sonntage pro Monat,

Monatszahlung, Kollektivvereinbarungen, bezahlter Urlaub und vor allem das zwiespältige und unziemliche Vergnügen, die Arbeitgeber auf die Knie gezwungen zu haben, sie genötigt zu haben, die Kröten zu schlucken, die unvergleichliche Freude, endlich gewonnen zu haben. Und die für viele unerhörte Entdeckung: Man war nicht gezwungen, auf ein besseres Leben im Jenseits zu warten, man konnte es auf der Erde erreichen, und dieses Mal waren es nicht immer dieselben, die dazu verurteilt waren, den Gürtel enger zu schnallen und Trübsal zu blasen.

Am Ende seines ersten Studienjahrs in Paris hätte Josef nach Prag zurückkehren sollen, um seinen Erfolg mit seinem Vater zu feiern, über die Zukunft zu sprechen, Zeit mit ihm zu verbringen, wie er es in seiner Jugend getan hatte, aber eine emotionale Widrigkeit war dazwischengekommen. Das heißt, die Liebe zu seinem Vater war von einem Gefühl überdeckt worden, das sie zunichtegemacht hatte. Nein, kein politisches Engagement und keine Liebesleidenschaft rechtfertigt alle Niederträchtigkeiten. In Wahrheit hatte er seinen Vater allein um seines Vergnügens willen im Stich gelassen.

Er hatte einfach keine Lust gehabt.

Mit sechszwanzig hatte er gehandelt wie ein egoistischer Halbwüchsiger. Er kam zu dem Schluss, dass die Liebe nichts Absolutes war, sondern eine quantifizierbare Größe, deren Gewicht oder Intensität sich wie mit einem Schieber messen ließ, zum Beispiel von 1 bis 10. Welche Falte unseres Herzens sorgte für die Anstrengungen, wenn unser Vorrat an Liebe nicht ausreichte?

Eduard hatte sich nicht unfreundlich geäußert, als er ihm seine Absicht mitgeteilt hatte, mit Freunden der Fakultät nach Schottland zu reisen. Im Gegenteil, ohne die geringste Bitterkeit hatte er geantwortet:

»Gute Reise, mein Sohn, amüsier dich schön.«